

Berufsbildung im Spannungsfeld

Zwischen Berufspolitik und Wirtschaft

Prof. Dr. Emil Küng, St. Gallen

Ein Spannungsfeld umfasst gewöhnlich mehrere Pole. Im Falle der Berufsbildung sind es deren zwei: die Anforderungen, die von der Wirtschaft ausgehen, und die Postulate der allgemeinen Bildung. Den zweiten liegt als erstrebenswertes Ziel das Menschenbild des Gentleman zugrunde, eines Mannes, der vielleicht alte Sprachen und Geschichte studiert hat und von dem man annimmt, er sei gestützt darauf überall einsetzbar. Nicht «Brotstudenten» sollen herangezogen werden, sondern «philosophische Köpfe», um mit Schiller zu sprechen. Das ist natürlich nur möglich in Gesellschaftsschichten des Grossbürgertums oder der Aristokratie, aufgrund des Monopols von Besitz und Bildung, wo man nicht auf Arbeitseinkommen angewiesen ist.

Die Anforderungen der Wirtschaft des Wirtschaftswachstums seien umgekehrt am Beispiel eines Entwicklungslandes skizziert, in dem die Oberschicht zwar im Luxus lebt, die Angehörigen der unteren Einkommensgruppen hingegen nicht zuletzt deswegen darben, weil ihnen jene Qualifikationen mangeln, die für eine erfolgreiche Berufsausübung notwendig wären. Hier wäre es dringend notwendig, die Ver-

mittlung von Wissen und Können auf das unmittelbar ökonomisch Nützliche auszurichten statt, wie es heute noch geschieht, der Universität einen zu hohen Stellenwert und den unteren Stufen eine zu geringe Wichtigkeit beizumessen. Nicht die Vorbereitung für eine Schreibtischtätigkeit wäre erforderlich, sondern eine grössere Zahl von Agronomen und Mechanikern, von Förstern und «Barfussärzten», von Lehrern, die auf dem Lande bleiben und die Kinder in bezug auf Ernährung und Landwirtschaft unterrichten.

In der Tat: Solange eine Armutsgesellschaft vorherrscht, bleibt kaum etwas anderes übrig, als die Ausbildung darauf zu konzentrieren, den Jugendlichen — und den Erwachsenen — höhere berufliche Qualifikationen beizubringen; es gilt, die Normen der Leistungsgesellschaft zu verinnerlichen und ein gewisses Arbeitsethos anzueignen. Es geht darum, dass möglichst viele Betriebe gegründet werden und dass die «mittlere Technologie» den ihr gebührenden Platz findet.

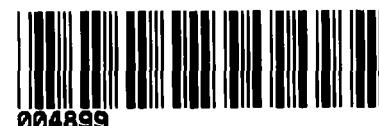
In den Wohlstandsgesellschaften des Westens gehört dieses Stadium freilich der Vergangenheit an. Das Existenzminimum ist überschritten, und man hat nun vermehrt Gelegenheit, sich auch dem Schönen, Wahren und Guten zu widmen. Infolgedessen ist hier durchaus eine Neuorientierung fällig — auch bei der Ausbildung. Gewiss sollen nach wie vor solide Berufskenntnisse vermittelt werden, bleibt doch die Aufgabe bestehen, den eigenen Lebensunterhalt zu erwerben. Ja noch mehr: Hochqualifizierte werden gesucht, sind entsprechend gut bezahlt und weit weniger als andere in Gefahr, der Arbeitslosigkeit zu verfallen. Aber auch sie müssen sich darauf gefasst machen, im Laufe ihres Arbeitslebens mehrmals den Beruf wechseln zu müssen.

Aus einer repräsentativen Simultanbefragung von Jugendlichen und Eltern, durchgeführt von der Schweizerischen Gesellschaft für praktische Sozialforschung, 1981.

Deshalb sollte ihnen die Schule eine breite Basis verschaffen, damit sie polyvalent tätig sein können. Darüber hinaus aber kommt nun der Pol der Bildung stärker zu seinem Recht. Denn ein hohes Mass an allgemeiner Daseinsorientierung erweist sich jetzt nicht nur als nützlich, sondern geradezu als unerlässlich, wenn man sich in der komplizierten modernen Welt zurechtfinden will. Flexibilität und Anpassungsvermögen tun not. Ein Verständnis für die generellen ökonomischen Zusammenhänge im Sinne der Wirtschaftsbürgerkunde stellt sich deswegen als vorteilhaft heraus, weil man sonst das Geschehen nicht durchschaut und falsche Dispositionen trifft.



INFO-PARTNER



Prof. Dr. Emil Küng

Schliesslich gehört aber auch eine gewisse Freizeitpädagogik zum Programm. Denn die Heranwachsenden geraten morgen und übermorgen in eine Gesellschaft, in der die Arbeitszeit noch weiter verkürzt sein wird. Wenn sie dann nicht der Langeweile verfallen sollen, sondern aus ihrer Freizeit ein Höchstmass an Sinnerfüllung ziehen möchten, müssen sie befriedigende Steckenpferde haben. Wenn der Pensionierungsschock beim Abschluss des Arbeitslebens einem reibungslosen Übergang zur «totalen Freizeit» Platz machen soll, drängt sich ebenfalls Vorbereitung auf. In diesem Zusammenhang geht es darum, sich schon früh das Interesse am lebenslangen Weiterlernen anzueignen. Das alles ist dann vermehrt Bildungspolitik für den Menschen und nicht mehr so sehr für die Wirtschaft.

Kennzeichen des Schweizer Wirtschaftspioniers

Anlässlich der kürzlichen Generalversammlung des Vereins für wirtschaftshistorische Studien umriss in seiner Präsidialadresse Dr. H. Wolfer (Winterthur) den Begriff des Schweizer Pioniers. Mit seinen Ausführungen vermittelte er nicht nur einen interessanten Einblick in die schweizerische Wirtschaft, sondern zeigte zugleich Zusammenhänge zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf, die viel zuwenig bekannt sind und es deshalb verdienen, in einem grösseren Kreis bekanntgemacht zu werden. Wir geben daher nachfolgend das Referat in leicht gekürzter Form wieder.

«Alle grosse Geschichte» — so sagt Max Huber in seinen immer noch ausserordentlich lesenswerten Betrachtungen über das wirtschaftliche Unternehmen — «setzt sich zusammen aus Einzelerscheinungen, und nur an ihnen kann der Geschichtsschreiber nachprüfen, ob die Linie grösserer Zusammenhänge, die er zeichnet, richtig gezogen ist.» Gibt es nun, bei der so ausgeprägten Verschiedenheit individueller Wegbereiter der Geschichte, der Pioniere, auch Züge, die sie gemeinsam von ihren Ebenbildern jenseits der Grenze unterscheiden? Unsere Massenmedien sehen solche Unterschiede kaum, besonders wenn es gilt, schlechte ausländische Beispiele zu zitieren. Man übersieht dabei geflissentlich, dass wir heute in unserem Land praktisch keine Arbeitslosigkeit und praktisch auch den industriellen Frieden haben. Das ist nicht nur ein Verdienst der heutigen Generation, sondern gerade der Pioniere, ihrer Mitarbeiter und der politischen Strukturen in unserer Eidgenossenschaft.

Im Laufe der Geschichte werden einmal aufgerissene Gräben nur nach langen Jahren, sogar Jahrhunderten überbrückt. Die Spannungen, die beispielsweise in England durch die erste industrielle Revolution zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern entstanden, bestehen auch heute noch — zum Nachteil des Landes. Auch in den uns umgebenden Ländern ist die Distanz zwischen Vorgesetzten und Untergebenen grösser als bei uns und eine Verständigung daher schwieriger.

Rücksicht auf Mitarbeiter

Die Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik haben ein Erbe hinterlassen, von dem heute alle profitieren. Ohne Kämpfe ist allerdings auch hier die Entwicklung nicht vor sich gegangen. Ihr Ausgang lässt aber wegen der auch in früheren Zeiten in unserem Land sich immer wieder zei-

genden Kompromissbereitschaft keine nachteilige Folgen erkennen. Diese Kompromissbereitschaft ist ihrerseits die Konsequenz daraus, dass im eidgenössischen Staatenbund eine zentrale Gewalt und Herrschaft fehlte. Noch heute lehnt der Schweizer Bürger die Konzentration von Macht, vor allem in einzelnen Personen, konsequent ab. Der Einsatz eines Neuerers in der Schweiz konnte nur Erfolg haben, wenn er auf diese Haltung der Mitarbeiter Rücksicht nahm. Das Gelingen einer Unternehmung hängt wohl von der Führung ab, ohne Gefolgschaft ist sie aber nicht lebensfähig.

Die Pioniere rekrutieren sich zu einem grossen Teil aus dem Volk; das beginnende 19. Jahrhundert hat jedem Vorwärtsstrebenden politisch den Weg geebnet und mit der Entwicklung der Technik ein Fortschreiten beschleunigt. Bemerkenswert ist allerdings auch, dass viele Pioniere von Einwanderern abstammen, wie Bally, Brown Boveri, Heberlein und andere. Die Schweiz war — wie Karl Schmid sagt — bereit, das Unzeitgemässe zu beherbergen: es erweist sich als fruchtbar.

Damals und noch früher waren auch die Schulen gegenüber anderen Ländern fortschrittlich. Jean-François Berger weist darauf hin: «Im Ausland» — sagt er — «konnte eine industrielle Bourgeoisie daran glauben, in der Unwissenheit der Arbeiterklasse ihren Vorteil zu sehen; aber in der Schweiz fand sie ihn im Gegensatz dazu in ihrer Schulung.» Nicht nur eine gute Schule, sondern auch die Tatsache, dass bis heute fast alle Kinder ohne Unterschied des Herkommens gemeinsam diese Schule besuchten, sind für die Schweiz charakteristisch. Damit beginnt die Laufbahn aller an derselben Schwelle. Ihre Sprache ist dieselbe, nicht wie beispielsweise in England.

Ein zweites Mal, nachdem sich Talente bereits haben offenbaren können, wird der gleiche Jahrgang zur gleichen

Ausbildung einberufen — zur Rekrutenschule. Diese fördert erneut eine Kameradschaft zwischen verschiedenen Berufstätigen und legt vielfach den Grund für gegenseitige Achtung bei späteren Auseinandersetzungen. Vielen die leitende Stellen in der Wirtschaft bekleiden, sind als Offiziere in der Armee ausgebildet worden. Deren Anforderungen an die Führungsqualitäten decken sich weitgehend — allerdings nicht voll — mit denjenigen in einem Betrieb. Auch die Miliz ist typisch schweizerisch. Unter den Pionieren finden sich wiederum manche, die auch im Militärdienst hohe Posten bekleideten z.B. Rieter, Dübi, Gutzwiller, Oehle, Will und andere.

Gute Ausbildung

Die höhere fachliche Ausbildung — besonders in technischer Richtung — ist in der Schweiz mit den nötigen Mitteln gefördert worden. Es entstand die Technika und die Technische Hochschule. Der technische Beruf hat sich in der Schweiz, auch im Gegensatz zu anderen Ländern, seit lange hohen Ansehens erfreut.

Nicht allen, die es wagten, die Fortschritte der Technik unternehmerisch zu verwerten, ist ein Durchbruch gelungen. Unser Land hat ohnehin jedem einen schwierige Anfangsbedingungen für den Aufbau einer Industrie auferlegt. Es verfügt über keine Rohstoffe, es liegt weit ab von den Häfen am Meer und es ist so klein, dass es als Binnenmarkt einer nationalen Industrie kaum genügend Aufträge verschaffen kann.

Sachbezogenheit

Die Pionierarbeit in der Schweiz hat sich dann zu grösseren Unternehmen entwickelt, wenn sie auch den Export ihrer Produkte ins Auge fasste. Ein so wichtiger wiederum setzte voraus, dass diese Fabriken wenig Material, dafür aber viel Veredelungsarbeit und eine hohe Qualität in der Konstruktion und der Ausführung in sich vereinigten. Damit ergab sich eine Auslese unter den Unternehmern, auch charakterlicher Art. Der Schweizer Pionier ist sachbezogen. Er legt selber Hand an, wo es nötigt scheint. Sein Ehrgeiz richtet sich nicht auf das Geld und auch nicht auf gesellschaftliches Prestige. Er errichtet in